

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Die Verschwundene
Autor: Glauser, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE VERSCHWUNDENE

Eine Novelle von F. Glauser

Illustriert von H. Fock

Als der Chemiker Johann Furrer, Schweizer von Geburt, der zwei Jahre lang in einer französischen Kolonie an der Errichtung einer Fabrik mitgearbeitet hatte, in Marseille an Land ging, wusste er nicht, in welchem Hotel er absteigen sollte. Diese Entscheidung überliess er einem Zufall und folgte einer jungen Frau, die er auf dem Schiff ein- oder zweimal von fern bemerkt hatte, ohne ihr Gesicht zu sehen. Diese Frau, die über gebräunten Schultern ein buntes Batikfichu um den Hals geschlungen trug, winkte einem Chauffeur, verstaute ihr Gepäck im Wagen und stieg ein. Furrer befahl dem nächsten freien Auto, zu folgen. So kam es, dass er im Hotel « zur goldenen Kugel » gerade hinter der Frau stand, als diese den polizeilichen Meldezettel ausfüllte. Es gelang ihm, den Namen zu lesen: Inge Parker, auch

den Ort, woher sie kam: Bombay. Aus dem Namen der Frau war kein Schluss auf die Nationalität zu ziehen, die Frau konnte Engländerin sein, aber diesem widersprach der nordische Vorname. Kaum war sie mit dem Ausfüllen des Zettels fertig, als sie sich so brüsk umkehrte, dass Furrer keine Zeit mehr fand, ein unbeteiligtes Gesicht zu machen, sondern dreinsah wie ein Schuljunge, den der Vater beim Lesen eines aufklärenden Absatzes im Konversationslexikon ertappt hat. Vielleicht war auch Furrers Brille am Lächeln der Frau schuld, denn diese Brille verlieh dem Gesicht des Dreissigjährigen grosse Ähnlichkeit mit einer aufgeschreckten Schleiereule, auch der untere Teil des Gesichtes mit der herabhängenden Unterlippe sah hilflos und kindlich aus.

Das Lächeln wich auch nicht von den

Lippen der Frau, als sie die Treppe hinaufstieg, ja, sie wandte sich sogar ein- oder zweimal um und nickte ermunternd. Furrer verlangte vom Portier das Zimmer Nummer 52 (die Frau hatte Nummer 51 gewählt); er erhielt das Verlangte.

Während Furrer sich wusch und umkleidete, hörte er die Frau ganz deutlich summen. Es war eine alte, bekannte Melodie, auf deren Worte er sich nicht besinnen konnte. Dann klappte die Tür nebenan laut zu. Die Frau war fortgegangen. Er wollte ihr folgen, kam aber mit seiner Krawatte nicht schnell genug zurecht. Als er unten die Halle betrat, war sie leer.

Die Strassen wurden von einem strengen Aprilwind beherrscht, der sauer und nach Staub schmeckte. Obwohl Furrer noch auf dem Schiff gefrühstückt hatte, ausgiebig sogar, plagte ihn ein sonderbares Hungergefühl. Dieses Gefühl wich auch nicht, nachdem er am alten Hafen, ohne Furcht vor Typhus, zwei Dutzend Austern in einer kleinen Bar verspeist und dazu zwei Gläser Weisswein getrunken hatte. Es wäre übertrieben, zu behaupten, Furrer sei verliebt gewesen; aber das Gefühl, das ihn unruhig machte, konnte schliesslich doch nichts anderes sein als eine unbestimmte Sehnsucht nach Zärtlichkeit, eine Sehnsucht, die einen Gegenstand suchte, an den sie sich anklammern konnte. Gewiss, auch dort, woher er herkam, hatte es Frauen gegeben, sogar weisse (aber diese waren gewöhnlich hässlich und verheiratet gewesen); auf dem Schiff hatte er dann genug helle Mädchen sehen können. Es wunderte Furrer, als er daran dachte, dass keine ihm Eindruck gemacht hatte. Diese Frau Inge Parker (eigentlich sah sie doch wie ein Mädchen aus) beschäftigte ihn aufreizend, ihr Batikfichu, ihr merkwürdiges Lächeln, ihr Summen im Nebenzimmer. Um die Anziehungskraft dieses Mädchens zu benennen, gebrauchte er einen Ausdruck aus seinem Beruf (er war, wie gesagt, Chemiker) und sprach von Affinität.

Um sich die Zeit zu vertreiben, stieg er zum Bahnhof hinauf. Er wusste zwar, wann der Nachtzug, den er am nächsten Tage nehmen wollte, nach Paris fuhr, aber es konnte nichts schaden, sich noch einmal zu erkundigen. Er kam jedoch nicht ans Ziel, denn dort, wo die Strasse ein Stück durch unsauberes Baugelände führte, kam ihm die Frau entgegen, an die er dachte.

Wieder lächelte sie ihn an, so dass er stehen blieb, den Hut zog und ziemlich ungeschickt fragte:

« Kennen Sie mich denn? »

« Ich habe Sie nur auf dem Schiff von weitem gesehen. »

Sie schien nicht weiter erstaunt über die kurze Anrede, sondern fragte weiter, woher er komme, was er treibe, ob ihm Marseille gefalle. Und sie glaube, er müsse ein Auge auf sie geworfen haben, denn er sei ihr ja vom Schiff aus mit einem Auto nachgefahren, wohl um ihr einen Antrag zu machen? Oder? Dies alles klang durchaus nicht frech, es klang viel Selbstpott in den Worten mit und eine Aufforderung, ebenfalls zu fragen. Und Furrer fragte auch. Zuerst gestand er, dass er schon wisse, woher sie komme, er habe es auf dem Meldezettel gelesen; aber was habe sie in Bombay getrieben? Hauslehrerin sei sie gewesen, bei einer englischen Familie. Jetzt wolle sie nach Norwegen, ihre Mutter stamme von dort, sie habe sechs Monate Ferien genommen, aber sie wisse noch nicht, ob sie nach Indien zurückkehren werde, es hänge alles ein wenig in der Luft. Zuallererst aber wolle sie eine Woche in Paris bleiben, morgen fahre sie weiter. Es stellte sich heraus, dass sie gleichfalls den Nachtzug benutzen wollte. « So fahren wir zusammen? » nickte Furrer. « Meinetwegen », sagte sie.

Sie assen zusammen zu Mittag, verbrachten den Abend gemeinsam in einem Variété. Zwischendurch stellten sie fest, dass sie in vielen Dingen den gleichen Geschmack hatten. Das schien ihnen sehr wichtig zu sein. Sie liebten beide keinen Fisch, weshalb sie auf die Bouillabaise

verzichteten. Sie assen beide gern Früchte und Salat, sie fanden beide das Hafenviertel mit seiner öffentlichen Schaustellung weiblichen Fleisches wenig interessant. Auch als sie am nächsten Tage die Kathedrale besuchten, waren sie gleicher Meinung: sie war geschmacklos. Inge Parker hatte in einem braunen, strengen Gesicht Augen, deren Farbe an graue Tauben erinnerte.

In Paris angekommen, wollte Furrer im « Hôtel Suisse » absteigen, das in der Nähe der Oper, neben den Galeries Lafayette, von einem italienischen Juden geführt wurde. Inge lachte ein wenig, als sie dies nachträglich in ihrem Zimmer erfuhr. Er hatte verlangt, sie solle vorausgehen, ein Zimmer für sich nehmen, er würde dann nachkommen und wieder das Zimmer neben ihr nehmen. Auch da hatte sie gelacht: er wolle wohl eine Wiederholung von Marseille? Er hatte genickt.

Am Spätnachmittag bummelten sie durch den Luxembourg hinauf nach Montparnasse, assen in der « Coupôle » zu Nacht, teuer und schlecht, besuchten dann ein kleines obskures Music-Hall. Dann gingen sie in den Boulevard St. Michel hinunter, es war eine laue Nacht, wärmer war sie als die letzte in Marseille. Die Tische standen schon vor den Cafés, und der glühende Koks in den offenen Öfen schimmerte weiss im Licht der Bogenlampen.

« Morgen muss ich für drei Tage nach Orléans », sagte Furrer, « willst du so lang auf mich warten ? »

« Natürlich », sagte Inge, « ich kann inzwischen ein paar Leute besuchen, und dann können wir zusammen weiterfahren. »

Es war von selbst gekommen, dass sie eine sehr starke Zusammengehörigkeit spürten; dann sprachen sie über gleichgültige Dinge, den Chansonnier, den sie gesehen hatten (eine frühere Berühmtheit), der nun alt war und verschlissen und in kleinen Lokalen auftreten musste.

Als sie neben einem Koksofen Platz genommen hatten, um vor dem Schlafen-

gehen noch etwas zu trinken, klagte Inge ein wenig. Sie habe einen schweren Kopf, Schmerzen in den Gelenken. Wirklich waren ihre Wangen dunkler gefärbt und die Augen, die sonst Taubenfedern gleichen, hatten einen matten Schieferglanz. Furrer erkundigte sich besorgt, ob sie drüben Fieber gehabt hätte. « Eigentlich nie so recht, es war ja weiter nicht ungesund in der Gegend. Und ich habe viel Chinin geschluckt. » – « Das solltest du jetzt auch tun, heut abend vor dem Insbettgehen, und lass dir noch etwas Heisses aufs Zimmer bringen ! » – « Ja, aber – dann bin ich so verschwitzt, wenn... » Sie schwieg, und ihre Wangen wurden ein wenig fleckig. « Ich bin ja bald zurück », tröstete er, « vielleicht schon übermorgen. Bleib du zwei Tage im Bett, das wird dir gut tun, und wenn ich zurückkomme, wirst du wieder ganz gesund sein. » Sie sprachen ein sonderbares Kauderwelsch zusammen, Deutsch mit englischem Akzent und englischen Brocken vermischt. Aber sie sprachen so leise, dass sie der Umgebung nicht auffielen. « Aber heute nacht ? ... » fragte sie und zog dabei einen Mund, wie ein Kind, das weinen möchte. « Nun, heute nacht bleiben wir ganz brav jeder in seinem Zimmer. Wir haben ja noch so viel Zeit vor uns ! » – « Glaubst du ? » fragte sie traurig, und ihre Augen waren dabei gross und feucht.

Er liess sie vorausgehen, als sie vor dem Hotel angekommen waren, wartete fünf Minuten, trat dann ein. Im Gang begegnete ihm der Geschäftsführer, ein kleiner dicker Mann mit einer wie von Motten ausgefressenen Glatze. Er diente höflich, Furrer stieg mit ihm die Treppen hinauf, verabschiedete sich von dem kleinen Mann im Gang, der zu seinem Zimmer führte. Als er dann an Inges Tür vorbeiging, wollte er klopfen und ihr noch gute Nacht wünschen, unterliess es dann aber. Er sass etwa zehn Minuten in seinem Zimmer, rauchte, stand dann auf, denn er hörte die Frau nebenan leise summen. Es war immer die gleiche Melodie, ein Chanson, das sie an

diesem Abend gehört hatten, ein uraltes Ding, das aus der Glanzzeit des verschlissenen Sängers stammte :

« Voici mes lèvres, voici mon cœur... »

Furrer sang die Worte leise mit, versuchte sie ins Deutsche zu übersetzen, aber der Rhythmus stimmte nicht ganz. « Hier meine Lippen, und hier mein Herz ! » Er verliess noch einmal sein Zimmer, die Türe Inges war nur angelehnt, er trat ein, sie stand in einem dunkelblauen Trainingsanzug vor dem Spiegel, auf der Glasplatte darunter lagen ihre Toilettegegenstände ausgebreitet, sie kämmte ihr kurzes, weissblondes Haar. Sie sah merkwürdig aus, wie ein Vogel aus dem Eismeer, ein Pinguin vielleicht. Er konnte keinen bessern Vergleich finden, darum sagte er lächelnd : « Gut Nacht, Pinguin ! » Sie musste lachen, das Lachen klang ein wenig heiser, er küsste sie. Dann sah er auf der unwahrscheinlich geschmacklosen Tischdecke das Batikfichu liegen. « Das passt nicht hierher ! » meinte er, « darf ich's mitnehmen ? » Sie nickte, schien die Tränen zu verbeissen, strich ihm leicht mit der Hand über die Haare. « Gute Nacht ! » sagte sie dann.

Am nächsten Morgen stand Furrer frühzeitig auf. Als er das Bett verliess, bemerkte er, dass er Inges Tuch zerknüllt in der Hand hielt. Er legte es sorgfältig zusammen, steckte es in seine Brusttasche und fuhr zum Bahnhof. Im Hotel war noch niemand aufgewesen.

In Orléans hatte er länger zu tun, als er geglaubt hatte. Er musste einen Tag zugeben. « Sie wird schon auf mich warten und sich nicht ängstigen », dachte er, als er am Morgen des vierten Tages den Zug bestieg. Inge hatte er die Verlängerung seines Aufenthaltes nicht mitgeteilt.

Furrer hatte sein Zimmer im Hotel behalten und sein Gepäck zurückgelassen. Als er den Schlüssel vom Portier verlangte, fragte er nach Post, blickte auf die Fächer, über denen die Schlüssel hingen. Der Schlüssel zu Inges Zimmer war an seinem Haken. « Sie wird aus-

gegangen sein », dachte er und stieg die Treppe hinauf. Wieder begegnete ihm der ölige Geschäftsführer, der seinen kleinen Bauch vor sich herschaukelte, grüsste, wie es Furrer schien, ein wenig verlegen. Furrer bestellte ein Bad, mit übertriebener Freundlichkeit beeilte sich der kleine Mann, das Zimmermädchen zu rufen. Dieses klopfte nach einiger Zeit an Furrers Zimmer, der Chemiker rief « Herein ! ». Das Bad sei bereit.

« Ist die Dame, die das Zimmer neben mir hatte, ausgegangen ? » fragte er. Das Mädchen schüttelte erstaunt den Kopf : « Das Zimmer neben dem Ihren ist seit zwei Wochen leer », sagte es. Furrer musste lachen : « Sie wollen mich wohl zum Besten halten ? Ich habe die Dame zufällig in Marseille kennengelernt. Wir sind doch zusammen gereist ! Sie hat das Zimmer neben dem meinigen genommen ! » – « Das glaube ich nicht. Wie ich Ihnen sagte, steht das Zimmer seit zwei Wochen frei. Der Letzte, der es bewohnt hat, war ein Engländer. Ich erinnere mich gut, weil er mir ein hohes Trinkgeld gegeben hat. »

Furrer zuckte die Achseln, einen Augenblick überlegte er, ob er sich etwa durch ein Geschenk eine bessere Auskunft erkaufen könne (die Bemerkung über den Engländer klang ja wie eine Aufforderung), verwarf den Gedanken, sagte kurz : « Das wird sich aufklären », und schritt an dem Mädchen vorbei zur Tür. Er blieb lang im Wasser, rieb sich sorgfältig ab, zog frische Wäsche an, die er als eine angenehme Abkühlung empfand. Dann beschloss er auszugehen. Vor Inges Tür machte er Halt, der Schlüssel steckte, er trat ein und fuhr erschreckt zurück.

Das Zimmer war leer, das Bett stand nah beim Fenster (und er erinnerte sich deutlich, es neben der Tür gesehen zu haben). Die Tischdecke war einfach und gelb, nicht unwahrscheinlich grün, wie er sie im Gedächtnis hatte. Das Zimmer war kühl, ein schwacher Geruch schwebte in der Luft, unbestimmbar, selbst für eine Chemikernase.

Als er am Portier vorbeischnitt, wollte er noch einmal nach Inge fragen, unterliess es dann aber.

Draussen zerblies ein heftiger Wind die Regentropfen zu feinstem Staub. Es war später Nachmittag, die Strassen waren mit bössartigen Automobilen gefüllt. Furrer bog in eine Seitenstrasse ein, kaufte Zeitungen an einem Kiosk, trat in eine erleuchtete Bar und trank dort Kaffee. Jedesmal, wenn er den Kopf hob, traf sein Blick auf ein Augenpaar, das sich dann schnell hinter einem bedruckten Blatte verbarg. Als Furrer die Bar verliess, blickte er sich auf der Strasse um. Wieder begegnete er den Augen: sie gehörten einem mittelgrossen Manne, der eine schwarze Bartfliege über der Oberlippe trug. Furrer betrachtete seinen Verfolger aufmerksam, der hatte eine sehnige Gestalt, breite Schultern und trug einen steifen Hut.

Im Hotel wollte Furrer am Portier vorbei, fand jedoch den Fuss der Treppe von einer Gruppe versperrt. Sie bestand aus dem Geschäftsführer, dem Zimmermädchen und einem Herrn mit aufgequollenem Cäsarengesicht, der sich als «Avezzino», Besitzer des Hotels vorstellte. Furrer wollte sich mit einem leisen «Pardon» durch die Gruppe drängen, als der Besitzer ihn ansprach: «Was für sonderbare Reden haben Sie heute nachmittag geführt, Monsieur?»

Furrer blieb stehen. «Sonderbare Reden?» wiederholte er fragend. «Ich habe mich nur nach einer befreundeten Dame erkundigt, die das Zimmer neben mir bewohnt hat.»

«Das Zimmer neben dem Ihren ist seit zwei Wochen nicht vermietet worden.» Des dicken Geschäftsführers Stimme war unangenehm und kreischend hoch. «Sie befinden sich deshalb entweder in einem bedauernswerten Irrtum, Monsieur, oder Sie wollen sich über uns lustig machen.»

«Das Zimmer steht, wie Herr Crottaz sagt, seit zwei Wochen leer», bekräftigte der Besitzer.

«Der beste Beweis dafür, dass ich mit einer Dame angekommen bin», sagte Fur-

rer noch immer ruhig, «ist dieses.» Damit fuhr er mit der Hand in die Brusttasche, um das Batikfichu hervorzuziehen. Die Tasche war leer. Er suchte in den andern. Nirgends war das Tuch. Nun erinnerte er sich, dass er im Bademantel aus seinem Zimmer getreten war und seine Kleider zurückgelassen hatte. «Haben Sie mir etwas aus der Tasche genommen?» fragte er das Zimmermädchen. Die Frage war wohl in einem unangenehmen Ton gestellt worden, es war der Ton, in dem Furrer mit seinen eingebornen Arbeitern verkehrt hatte, wenn sie aufsässig geworden waren. Schützend schob sich des dicken Geschäftsführers Körper vor das ängstliche Mädchen.

«In welchem Ton, Monsieur, sprechen Sie zu einer unserer Angestellten? Wir wissen, dass Sie aus den Tropen kommen, dass Sie vielleicht aufgeregt sind, aber ebensowenig, wie ich mir erlaube, Sie einen Verrückten oder einen Lügner zu nennen, ebensowenig dürfen Sie dieses Mädchen eines Diebstahls bezichtigen!»

«Die Ehre unserer Angestellten ist die Ehre unseres Hauses!» sagte der Besitzer pathetisch.

«Jetzt hören Sie auf, Witze zu machen!» Furrer wurde aufgeregt. «Ich habe weder Fieber, noch bin ich verrückt. Aber Sie werden doch nicht leugnen können, dass eine Dame am gleichen Tage, wie ich, angekommen ist. Sie hat sich doch sicher ins Register eingetragen. Fräulein Inge Parker, von Bombay kommend. Zeigen Sie das Buch!»

«Jean, zeigen Sie das Buch!» befahl der Geschäftsführer. Der Portier brachte das aufgeschlagene Buch. Am 25. April war nur eine Eintragung: «J. Furrer, Ingenieur», stand da, in des Chemikers eigener Schrift. An den beiden vorhergehenden Tagen war keine Eintragung. Es war eine neue Seite, vor dem seinen standen nur zwei Namen. Inges Name fehlte.

Furrer nahm die Brille ab, putzte sorgfältig die Gläser, blickte noch einmal ins

Buch. Inges Namen stand wirklich nicht da.

« Sie werden sich jetzt hoffentlich bei uns entschuldigen! » krächzte der Geschäftsführer heiser. Furrer wandte sich um. Er war wütend. « Ich habe doch nicht geträumt! » sagte er laut. – « Es scheint doch so », liess sich Herr Crotaz vernehmen. – « Schweigen Sie! » – « Nicht, bevor Sie sich entschuldigt haben! » Furrer hob die Faust, er wollte in das grinsende Gesicht schlagen, da hielt eine Hand seinen erhobenen Arm fest.

« Ruhig, Monsieur, kommen Sie mit mir, Sie sind krank, Sie gehören ins Spital! » sagte eine Stimme. Der Mann aus der Bar, der Mann mit der schwarzen Bartfliege über der Oberlippe stand da, er hatte einen unangenehm festen Handgriff. Auch Furrers linkes Handgelenk wurde von jemandem festgehalten. Er folgte der Gewalt, plötzlich war er müde und teilnahmslos.

Vor dem Hotel hielt ein Auto. Furrer wurde hineingeschoben, seine beiden Begleiter nahmen Platz. Der sehnige Mann sagte laut zum Chauffeur: « St-Anne! »

Die Fahrt war lang. Schliesslich fuhren sie durch einen dunklen Torbogen. Furrer war verwirrt, als er ausstieg. In einem vergitterten Zimmer musste er seine Taschen leeren. Am Fenster flüsterte der Mann mit der Bartfliege eindringlich auf einen Herrn ein, der eifrig zu den Erklärungen nickte. Dann trat der Herr näher. « Sie sind krank, Monsieur », sagte der Herr ruhig. « Sie müssen ein wenig Pflege haben. Sie werden einige Zeit bei uns bleiben. » Furrer wollte antworten, er war zu müde, wortlos liess er sich abführen.

Er kam in eine Zelle, musste sich auskleiden, man gab ihm ein raues Hemd. Dann verliess man ihn. Er streckte sich aus, zog die Decke über sich. Der schwache Schein einer Lampe drang durch die Milchglasscheiben der Fenster.

Er musste geschlafen haben, denn er fuhr erst auf, als das Deckenlicht anging. Da standen zwei Herren an seinem

Bett, schlugen die Decke zurück, untersuchten seinen Körper, peinlich genau. Dabei schwiegen sie. Furrer wandte sich an den älteren, der das verschmitzte Gesicht eines alten Bauern hatte, und fragte ihn, was das zu bedeuten hatte.

« Du hast merkwürdige Sachen behauptet, mein Sohn », sagte der alte Herr. « Das sieht ganz so aus, wie ein beginnendes Delirium. Darum haben wir dich, bevor du hättest schaden können, schnell unschädlich gemacht. »

Dann blickte der alte Bauer den andern Herrn fragend an. « Ich finde auch nichts », erwiderte dieser auf den Blick.

Eine Woche blieb Furrer allein. Jeden zweiten Tag kam der alte Herr, untersuchte ihn genau, fragte, ob es besser gehe. Furrer schüttelte den Kopf. Nach einer Woche öffnete man das Fenster seiner Zelle. Er hatte den Ausblick auf einen weiten Garten. Der Himmel hatte ein sehr helles Blau, und gegen ihn stachen die jungen Blätter der Kastanien ab. Eine graue Taube setzte sich auf den Fensterrand. Furrer weinte.

Das Schluchzen stak ihm noch in der Kehle, als der alte Herr am Abend die Visite machte. Und zum Unglück musste gerade eine Stimme, weit draussen, aber doch so deutlich, dass es gut zu erkennen war, das Lied singen:

« Voici mes lèvres, voici mon cœur. »

Es war eine Mädchenstimme, jenseits der hohen Mauer, die den Park umgab. Als der alte Herr mit dem eckigen Bauerngesicht mitleidig den Weinenden ausfragte, erzählte Furrer alles. Der Herr lauschte, lächelte manchmal, nicht verhöhrend, eher tröstlich, so, als wolle er sagen: « Ist ja alles nicht so schlimm. » Es war ein etwas seltsamer Anblick, den Furrer bot. Er sass in dem groben Nachthemd, mit nackten Beinen, die Knie ans Kinn gezogen, auf dem niedern Bett. Der alte Herr hatte sich gegen das offene Fenster gelehnt, und durch die Gitterstäbe hinter seinem weissen Haarschopf wehte der Abendwind noch immer den Sang des unsichtbaren Mädchens in den kahlen Raum.

« Nehmen wir an, Sie hätten geträumt, besser gesagt, es liege eine Spaltung Ihrer Persönlichkeit vor. So etwas gibt es, glauben Sie mir! » Der alte Herr sprach ruhig und schien seine Worte abzuwägen. « Das Beste in Ihrem Falle dürfte wohl sein, das Ganze zu vergessen. Erklären Sie sich Ihr ganzes Erlebnis wie Sie wollen, durch Ihre Reizbarkeit infolge jahrelanger Einsamkeit, als Wunschtraum, nur denken Sie nicht mehr daran! Wir werden Sie wohl noch zwei Monate hier behalten müssen, bis wir sicher sind, dass Sie vollständig geheilt sind, dann aber würde ich Ihnen raten, sich ruhig zu verhalten. »

« Das kann ich nicht. Ich muss die Frau suchen! »

« Das geht mich dann auch nichts mehr an. Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen etwas zum Schlafen schicken! »

Erst als er allein war, fiel es Furrer auf, dass der alte Herr mit dem ein wenig speckig glänzenden Gehrock nicht mehr « Du » zu ihm gesagt hatte.

Die zwei Monate vergingen. Furrer wurde entlassen. Er nahm ein Zimmer in einem kleinen Hotel, zu dem eine winzige Küche gehörte. Dort kochte er sein Essen. Er schrieb an die Firma in Orléans, für die er gearbeitet hatte, und verlangte, bald wieder an seinen alten Platz gestellt zu werden. Man antwortete ihm, dass sein langes Schweigen eine Neubesetzung seiner Stelle zur Folge gehabt hätte. Eine kleine Abfindungssumme werde ihm in den nächsten Tagen zugehen.

Er fuhr nach Marseille, erkundigte sich bei der Schifffahrtsgesellschaft. Der Beamte war höflich, zeigte gern die Schiffsliste. Inge Parkers Name stand nicht darauf.

Er fuhr nach Paris zurück. Manchmal schien es ihm, als folge ihm jemand. Hin und wieder glaubte er, den Mann mit der Bartfliege zu erkennen, dessen Augen, wie damals in der Bar, hinter einer Zeitung auftauchten. Aber er vermochte ihn nie zu fassen.

In Paris versuchte er zum Polizeipräfekten

vorzudringen, es gelang ihm nicht. Ein Sekretär, ebenfalls höflich, empfing ihn, hörte die Geschichte der verschwundenen Frau an, lächelte, klopfte Furrer auf die Schulter (zu dieser Bewegung musste sich der Sekretär fast auf die Fußspitzen stellen) und sagte ein wenig spöttisch: « Wir erhalten derartige Anzeigen täglich zu Dutzenden, wir wollen gern nachforschen, aber dies braucht Zeit. Sprechen Sie in zwei Monaten wieder vor! »

Nun begann Furrer das « Hôtel Suisse » zu belagern. Der Portier hatte gewechselt, vergebens wartete er auf den Ausgang des Zimmermädchens. Ein fremdes Gesicht ging eines Tages an ihm vorüber. Aber seine Bewachung musste aufgefallen sein. Denn eines Tages trat der Geschäftsführer mit der angefressenen Glatze unter die Türe (es war gegen acht Uhr morgens), blickte lang in Furrers Richtung, verschwand dann. Eine Viertelstunde später war Furrer auf der Polizeiwache, wo er streng verwarnt wurde, weiterhin durch sein Spionieren das Hotel zu belästigen. Erst gegen Abend wurde er entlassen.

Nach vier Monaten erhielt er eine Benachrichtigung der Polizeipräfektur, es sei in seiner Sache recherchiert worden, jedoch entsprächen seine Angaben nicht dem tatsächlichen Sachverhalt. Man bitte ihn, fernere Belästigungen der Behörde zu unterlassen, ansonsten... und es folgten einige Drohungen, die nur schwach mit Höflichkeiten verbrämt waren.

Furrer lebte eine Zeitlang weiter in seinem kleinen Zimmer. Tagsüber ging er in den « Jardin des Plantes », setzte sich auf eine Bank, die vor der Umzäunung der Polarvögel stand, und sah stundenlang den Pinguinen zu, die ernst und gemessen hin- und herwatschelten, und auf dieser Bank erschoss er sich eines Abends. Diese Tat verursachte einen Menschenauflauf, der durch einen Mann gesprengt wurde, einen sehnigen Mann mit einer schwarzen Bartfliege



Die wirksamste Zahnpasta ist auch die *weichste*

Es gibt Zahnpasten, welche reinigen aber kratzen. Andere sind unschädlich aber nicht wirksam. Pepsodent steht an erster Stelle bezüglich *Wirksamkeit* und *Unschädlichkeit*.

Die Pepsodent Laboratorien machen eine umwälzende Erfindung bekannt, welche in der Pepsodent Zahnpasta verwirklicht ist. Diese besitzt drei einzigartige Eigenschaften:

- ... entfernt Film vollständig
- ... poliert die Oberfläche der Zähne bis zu blendendem Glanz,
- ... reinigt und poliert mit absoluter Unschädlichkeit für empfindlichen Zahnschmelz.

Kaufen Sie heute eine Tube Pepsodent. Diese ist vollständig unschädlich für den empfindlichsten Zahnschmelz. Es ist die hervorragende wissenschaftliche Zahnpasta von heute.

Verlangen Sie ein Gratismuster von O. Brassart Pharmaceutica A.-G., Zürich, Stampfenbachstr. 75.



Die spezielle
filmentfernende Zahnpasta.

5012

über der Oberlippe. Dieser liess den Toten fortschaffen.

* * *

« Eine tragische Geschichte », sagte ich, « aber der Schluss ? »

Herr Laforgue, der mir gegenüber sass, war ein blauäugiger Bretoner mit einem kurzgeschorenen Quadratschädel. Es war viel Widerspruchsvolles in ihm, denn er war Kommunist, entgegen der Gewohnheit seiner engern Landsleute, die katholisch waren. Ausserdem war er Jurist, hatte es aber verschmäht, sich als Advokat zu betätigen. Er war auf der Polizeipräfektur beschäftigt, nicht offiziell, sein Gehalt wurde aus einem Geheimfonds bestritten. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es, nicht ganz einwandfreie oder übereilte Verhaftungen, polizeiliche Missgriffe juristisch zu stützen. Da diese Beschäftigung ihm ziemlich viel freie Zeit liess, betätigte er sich ein wenig als Schriftsteller, aber es war ihm nie gelungen, eine Kriminalgeschichte zu schreiben. Im Gegenteil, er produzierte sehr moderne Gedichte, und seine Prosa war dunkel. Sonst liebte er es sehr, sich mit dem alten Polizeipräfekten herumzuzanken, den er zum Kommunismus zu bekehren suchte. Auch unsere Unterhaltungen waren ein stetes Wortgefecht. Er griff französische Zustände an, ich verteidigte sie. Das Gegenteil hätte er mir wohl nie verziehen.

« Was wollen Sie noch mehr ? » fragte Herr Laforgue. « Genügt das nicht ? Eine tragische Liebesgeschichte ? Eine geheimnisvolle Frau, die verschwindet, die vielleicht nie existiert hat ? Diese Inge (er sprach das Wort französisch aus, so dass es wie ‚ange‘ klang, was bekanntlich ‚Engel‘ heisst), hat sie nun wirklich gelebt oder nur in der Einbildung eines durch Einsamkeit und Fieber verstörten Schweizer Ingenieurs ? » Ich schwieg, und das schien Herrn Laforgue zu ärgern. « Nein, die Geschichte ist wahr, der Präfekt hat mir die Akten selbst gezeigt, dieser Furrer hat sich vor einem Jahr erschossen. Und die Frau hat exi-

stiert. Natürlich. Und wir haben sie auf die Seite gebracht.»

«Aha», sagte ich, «es war eine Spionin! Und sie wusste, was ihr bevorstand. Darum ihre Traurigkeit am Abend vor ihrem Abschied von diesem Chemiker.»

Herr Laforgue war beleidigt. «Dann hätte ich Ihnen diese Geschichte gar nicht erzählt, dann hätte diese Geschichte gar keinen Sinn. Spionin sein und zu verschwinden, das ist kein Schicksal, das ist bestenfalls Hausmeisterromantik, Feuilletonrührung zu zwei Groschen das Stück. Nein, es war ein reiner Fall von höherer Gewalt, es ist einer der wenigen Fälle, in denen ich ganz auf Seite der Präfektur stehe. Sie konnte nicht anders handeln. Und was ist schliesslich das Schicksal eines einzelnen im Vergleich zu der Panik einer ganzen Stadt?»

«Panik?» fragte ich.

«Ja, Panik! Denken Sie doch nach: Der Geschäftsführer des Hotels, der von ihm provozierte Streit, das Schweigen des Zimmermädchens, die zwei Monate währende Isolierung des Chemikers, die schweigende, unsichtbare Wand, an der sich die Psyche dieses Herrn wund-

stösst, bis sie den letzten Ausweg, gezwungenermassen, wählt! Das gefälschte Register des Hotels, das Schweigen der Schiffahrtsgesellschaft! Sie mussten doch alle einen Grund haben, zu schweigen, diese Leute! Können Sie sich keinen Grund denken?»

«Nein», sagte ich, ich war zu müde zum Nachdenken.

«Mon Dieu, sind Sie schwer von Begriffen! Diese Inge Parker hatte die Pest aufgelesen. Sie ist hier im Spital gestorben. Sie meinen, eine Frage bestehe dennoch, ob wir das Recht hatten, so zu handeln? Diese Frage ist müssig. Die Kollektivität ist wichtiger als der einzelne. Das haben sogar die Schmarotzer in der Präfektur begriffen. Nein, ich finde eine andere Frage wichtiger: Warum hat diesen einfachen Menschen Furrer gerade dieses Schicksal treffen müssen? Warum hat gerade ihm diese aus jedem Rahmen fallende Begebenheit zustossen müssen? Ich will Ihnen etwas sagen. Eine Geschichte, die keine Frage hinterlässt, ist überhaupt keine Geschichte.»

Und Herr Laforgue schenkte mir feierlichst diese sehr fragwürdigen Fakten.

Die Redaktion des Schweizer-Spiegels bittet die Mitarbeiter, Einsendungen unter allen Umständen Rückporto beizulegen. Für die Rücksendung von Manuskripten, denen kein Rückporto beiliegt, kann keine Verpflichtung übernommen werden.

SIMMEN MÖBEL
T. SIMMEN & CIE. AG. BRUGG ZÜRICH LAUSANNE